

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 90 (1996)
Heft: 4

Artikel: Cardenals Rede von Gott
Autor: Züfle, Manfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Cardenals Rede von Gott

Dieser Text über Ernesto Cardenal wurde am 25. Oktober 1995 in der vom Basler Forum für Zeitfragen veranstalteten Reihe «Bedeutende religiöse Denkerinnen und Denker des 20. Jahrhunderts» vorgetragen. Der Schriftsteller Manfred Züfle fragt nach der Rede von Gott im Werk des nicaraguanischen Dichters. Diese Rede erreicht den Interpreten, sie erreicht uns alle – wie nur Dichtung ihn und uns erreichen kann. Der erste Teil des Vortrags befasst sich mit Cardenals Liebesmystik, die in der solidarischen Praxis politisch konkret wird, mit der nicht-herrschaftlichen Rede von Gott auch, die sich gegen alle weltlichen und religiösen Herrschaften richtet. Die «Ontologie der Liebe», gedichtet von einem «grossen Liebenden», motiviert zum Kampf gegen die strukturelle Lieblosigkeit, für die das Somoza-Regime und ein ungläubiger Kardinal der Ausdruck waren. – Der zweite Teil erscheint im nächsten Heft. Er thematisiert das Reich Gottes, das zwar Gewalt leidet, das aber auch den Sinn des Universums ausmacht und verhindert, dass der Kapitalismus in der Geschichte das letzte Wort haben wird. Red.

Gebet für Marilyn Monroe oder Der andere Gott

Cardenals Rede von Gott entfaltet sich nicht erst in seinen letzten, ins Kosmische ausgreifenden, grossen Texten. Schon in frühen Gedichten ist alles da, was zu dieser originären Rede von Gott gehört. Ich greife als Beispiel das «Gebet für Marilyn Monroe» heraus. Da stehen die erstaunlichen Verse:

*«Herr, / in dieser Welt, die verseucht ist
von Sünde und Radioaktivität / sprichst Du
eine kleine Verkäuferin nicht schuldig, / die
wie alle kleinen Verkäuferinnen davon
träumte, ein Filmstar zu sein.»*

In scheinbar leichtem Parlando wird da (betend, würde ich meinen) mit Gott über die tote Marilyn Monroe geredet. Es ist aber mehr als erstaunlich, welche Dimensionen vier Verse eröffnen können: Die *soziale Dimension* der kleinen Verkäuferin, die Dimension ihrer Wünsche, wie sie anders die Welt, in der sie zu leben hat, für die Kleinen, von unten Kommenden gar nicht

zulässt, die tragische Dimension ihres Todes – all das wird hineingestellt, hineingerissen in den Befund über diese Welt. Die Welt ist verseucht; und weil *Sünde und Radioaktivität* in diesem simplen «und» zusammen gesehen, benannt werden («pecados y radioactividad»), kann weder moralisierend auf die Sünde gezeigt, noch kühl konstatierend von Radioaktivität geredet werden. Welt ist in einem Zustand, wo der Dichter, der Gläubige, der Betende seinem Gott nur sagen kann: Du sprichst sie nicht schuldig, Herr; denn ich weiss, Du bist ein anderer Gott.

Der Tod des Subkommandanten Laureano oder Das Himmelreich muss Handlung werden

Ich bin selbst Laie, Nicht-Theologe, Dichter. Ich bin nicht sicher, ob in meinen Texten von Gott die Rede ist. Aber Cardenals Rede von Gott erreicht mich, wie nur Dichtung mich erreichen kann. Ich habe keinen theologischen Anspruch mit den paar Reflexionen über eine Lektüre. Ich weiss nicht einmal, ob man Cardenal zu

Recht auch als Theologen bezeichnet – ich wäre da nicht so sicher –, ob er eine Theologie hat und welche Bedeutung ihr zukommt im Rahmen dessen, was man *Befreiungstheologie* nennt. Ich hätte fast Lust, in der Sprache des Subkommandanten Laureano, nach dessen Tod Cardenal das Gedicht *«Beschissene Reise»* geschrieben hat, zu sagen: Das alles «ist mir scheissegal». Nicht egal kann mir sein, dass und wie ein Dichter von der anderen Seite der Erdkugel, wo gerade noch an Revolution gedacht wird, während wir für so was hier im alten Europa nur noch ein müdes Lächeln haben zu können scheinen, von Gott spricht.

Schauen wir also, wie sich das alles beim Subkommandanten Laureano verhält, dessen häufigstes Wort neben seinen liebsten «*revolución*» und «*compañero*» nach Cardenals Gedicht «*scheissegal*» gewesen war. Wie hielt er, der junge Revolutionär, der den Messen und Auslegungen des Evangeliums in Solentiname folgte, es mit dem Gott des Ernesto Cardenal? Im Gedicht zu seinem Gedächtnis heisst es:

Einmal kommentierte er das Evangelium in der Messe: / «Die Weisen haben Scheisse gebaut, als sie zu Herodes kamen.» / Oder seine Zusammenfassung der Heiligen Dreieinigkeit: / «Die drei Scheisskerle sind ein einziger.» / Die Nacht, in der er mir, auf den ruhig daliegenden See blickend, gestand: / «Ich glaube nicht mehr an Gott oder an die ganze Scheisse. / Ich glaube an Gott, aber für mich ist Gott der Mensch.»

Dafür war er nun gestorben, getötet von den Konterrevolutionären, während er in den eigentlichen Tagen der Revolution, die den Tyrannen Somoza gestürzt hatte, im Kugelhagel überlebte. Cardenal stellt sich auf dem Rückflug von einer Mission irgendwo in der Karibik, wo ihn die Nachricht vom Tod Laureano Mairenas erreicht hatte, vor, was ihm der tote *Compañero* sagen würde:

«Dichter, alter Spinner, sag diesen Scheisskerlen, meinen Compañeros aus Solentiname, / dass mich diese Hurensöhne

von Konterrevolutionären / umgebracht haben, / aber dass es mir scheissegal ist.»

Während das Flugzeug sich bei jeder Zwischenlandung mehr verspätet, ringt Cardenal in wilder Trauer um die *Präsenz des Verstorbenen*, um diese Präsenz, die sich auf den Aufruf der Revolution immer mit dem einfachen «*presente*» erklärt hatte:

Du hast nicht aufgehört zu existieren: / Du hast immer existiert / und wirst immer existieren / (nicht nur in diesem / in allen Universen). / Aber es stimmt, / einmal hast du gelebt, / hast du gedacht, / hast du geliebt. / Und jetzt bist du tot. / Es ist, als seist du, sagen wir, Erde, oder Stein, was dasselbe ist, / «ein harter Stein, denn er fühlt nichts mehr».

Aber nein, nichts von hartem Stein, / sehr wohl fühlst du, / dort, über die Lichtgeschwindigkeit hinaus, / von der Grenze des Raums, der die Zeit ist, / völlig bewusst, / Teil des lebendigen Bewusstseins / all dessen, was existiert.

LAUREANO MAIRENA: ER IST UNTER UNS!

Das verfluchte Flugzeug verspätet sich bei jeder Zwischenlandung. / Schon ist es Nacht über dem Meer. Ich kann an nichts anderes denken... / Ich möchte so sterben wie du, Bruder Laureano, / und von dem aus, was wir Himmel nennen, bestellen lassen: / «Ihr verdammten Brüder in Solentiname, der Tod war mir scheissegal.»

Wenn man denn von einer Theologie Ernesto Cardenals reden will, müsste man sagen, diese Verse enthalten alles, was sie im Innersten ausmacht und zusammenhält: Das *Himmelreich*, das nicht im Himmel oben bleibt, das Handlung werden musste, *Revolution*; der *Tote*, der unter uns *bleibt*, weil er gelebt, gedacht, geliebt, gehandelt hat und jetzt tot ist, Märtyrer der Sache des Volkes und gleichzeitig er selbst, als Gestorbener kein Nichts, kein Stein, der nichts mehr fühlt, im ganzen kosmischen Raum «all dessen, was existiert» – «völlig bewusst» – «Bruder Laureano»; und weil er als Toter der Bruder, der *Compañero* bleibt,

darf auch seine Sprache nicht übergangen werden, die Sprache des endlich zornig gewordenen Volks, das von der ganzen frommen Scheisse nichts mehr wissen will, bis endlich «Gott der Mensch ist». Die drei, vier immer wiederkehrenden Bögen – man kann sie mystisch, man kann sie dichterisch nennen oder revolutionär – dieser Cardenalschen Rede von Gott, die alles hinein-zusagen, hineinzudichten versucht in die eine grosse «Evolution», in das Univer-sum, das Liebe ist, wie es im achten Gesang des Canticum Cosmico heisst! Aber ob all der gewaltigen Bögen nie vergisst, dass es der Liebe immer um die *einzelne Person* geht.

Auch die Revolution hat ihre Heiligen und Märtyrer

Im «*Buch von der Liebe*» oder wie es auf Spanisch schöner und konkreter überschrieben ist: «*Vida en el amor*», heisst es einmal:

Gott liebt uns nicht im Kollektiv, sondern als Einzelwesen... Wir sind eine Auslese aus einer Unzahl von Wesen, und allein die Tatsache, dass wir sind, ist der grösste Beweis der Vorliebe Gottes für uns.

Genau deshalb ist jeder und jede wichtig, die gelebt haben und gestorben sind; oder wie es im Gedicht «Für Donald und Elvis» heisst, das drei andere Märtyrer erinnert, die mit Laureano an den Gottesdiensten in Solentiname sich in den harten Gesprächen um die Sache Gottes beteiligt hatten und noch während der Revolution umkamen:

Auch die Revolution hat ihre Heiligen und Märtyrer. / Die bäuerliche Stimme Felipes ist auf einer Kassette erhalten, auch sie ist heilig. / Die andere der drei grossen Inseln heisst Felipe Peña. / Donald, Elvis und Felipe, der ohne Grab starb, ihr seid nun Heilige / wie jener Heilige, der das Seminar verliess / und sagte, wir alle müssten wie Heilige leben. / Dass nur kein Dogmatiker komme, und sei es der Erzbischof von Managua, / der leugnet, dass ihr lebt (selbst wenn er es tatsächlich nicht

glaubt) / und dass ihr ausserdem heilig seid.

In demselben Gedicht heisst es vor dieser revolutionären Heiligsprechung von Donald, Elvis und Felipe:

Als ich die Gebeine der beiden sah, ausgegraben, / erinnerte ich mich, Donald, dass du in der Messe von Solentiname gesagt hast, / Auferstehung sei nicht, wenn das Fleisch aus den Gräbern steige, / sondern wenn die eigenen Überzeugungen in den anderen überleben.

Cardenal fasst es in der «Litanei von denen, die ihr Leben gaben» in die drei Verse zusammen:

Du stehst für sie. / Sie haben dich beauftragt, / sie, die ihr Leben gaben.

Nur vor solchem präzisiertem Hintergrund, in solchem sacrum commercium, wie man früher wohl fromm gesagt hätte, kann dann auch einmal dichterisch der Himmel auf Erden utopisch in der Schönheit der Dinge visioniert werden:

Bruder, es wird Tag. Schau. / Jetzt sehen wir schon den Vulkan Masaya und seinen Rauch, / der aufsteigt aus dem Krater, und die Lagune, grün, von Masaya, / dort hinten die Lagune von Apoyo, tiefblau, / die Sierras und Berge himmelfarben bis weit in der Ferne, in Wahrheit ist unsere Erde himmelfarben, / noch weiter, siehst du, der Pazifik, beinahe reiner Himmel unter dem Himmel, / in Wahrheit sind wir im Himmel und wissen es nicht ...

Einmalige Koinzidenz von Ästhetik und Geschichte

Ich habe Cardenal ausführlich zu Wort kommen lassen. Alle Zitate (ausser dem kurzen aus dem Buch der Liebe, das 1957/58 im Trappistenkloster Gethsemani in Kentucky entstand) stammen aus Gedichten nach 1979, nach dem revolutionären Sturz der Somoza-Diktatur. Mir sind diese

Gedichte zwischen 1979 und 1985 die liebsten Texte Cardenals aus zwei Gründen, einem ästhetischen und einem geschichtlich-politischen. In diesen Texten erreicht die Sprache Cardenals eine *einmalige Durchsichtigkeit*, Luzidität, die bloss einer so dunklen Zeit wie der heutigen schon wieder «naiv» oder gar «triumphalistisch» vorkommen mag.

Aber die *Ästhetik* dieser Gedichte entspricht genau dem *geschichtlichen Kairos*, in dem Cardenal präsent war, als Mitglied der neuen sandinistischen Regierung, als Kulturminister, als Gesandter seines Landes in den verschiedensten Funktionen, als der auch, der sich (für sein Land und seine Revolution) mit dem Frankfurter Friedenspreis 1980 auszeichnen lassen durfte. Es war die Zeit, in der eine Welt anzufangen schien, zu begreifen, was sich in diesem Nicaragua eben abgespielt hatte und dort nun aufgebaut wurde.

Von solcher einmaligen Koinzidenz von Ästhetik und Geschichte hatte wahrscheinlich vor fast zwei Jahrhunderten ein *Hölderlin* geträumt, als er seinen Empedokles als Fest-Dichtung für eine geglückte Revolution, die in seinem Land zu seiner Zeit nie stattfinden sollte, zu entwerfen begann. Wahrscheinlich weist *Dorothee Sölle* in ihrer schönen Anrede an Cardenal diesen deshalb darauf hin, Hölderlin müsste er von den Deutschen lesen. Es ist aber ebenso klar, dass die Texte Cardenals aus dieser Periode ihm aus keinem Himmel einfach zugefallen sind. Sie sind das Resultat eines langen und erstaunlichen Wegs. Im eben erwähnten Text sagt Dorothee Sölle auch: «Offen gesagt, es graut mir bei dem Gedanken, was aus Dir hätte werden können, Ernesto, ohne die Revolution und wenn wir für den Augenblick eines Gedankenexperiments Gott ausser acht lassen.»

«Gott ist verrückt vor Liebe»

Schauen wir zurück in die frühe Periode seines dichterischen Schaffens, wo weder die Revolution noch Gott schon eine Rolle spielten. Lesen wir zwei kurze Texte aus den «Epigrammen», ein sehr eigenartiges

Liebesgedicht und ein Gedicht über den Hass:

Dir, Claudia gebe ich diese Verse, weil du ihre Herrin bist. / Ich habe einfache Verse geschrieben, damit du sie verstehst. / Nur für dich sind sie, doch wenn sie dich nicht interessieren, / werden sie eines Tages vielleicht in ganz Spanischamerika verbreitet... / Und wenn du auch die Liebe verachtest, die mir diese Zeilen diktierte, / so werden andere von dieser Liebe träumen, für die sie nicht bestimmt war. / Und vielleicht siehst du dann, Claudia, wie diese Verse / (geschrieben, um dich zu erobern) Küsse wecken / in anderen verliebten Paaren, die sie lesen, / die Küsse, die der Dichter in dir nicht weckte.

Natürlich steht ein solcher Text in einer äusserst verfeinerten *Tradition von Liebeslyrik*, die bis zu Catull und Properz zurückreicht; Cardenal bezieht sich explizit in einem der Epigramme auf Properz. Und natürlich ist es – in grausamer Ironie – so, dass das, was da bleibt, nicht die Liebe ist, sondern einzig die raffinierte Ästhetik des Textes und allenfalls der Name, den der selbtherrliche Dichter zu nennen geruht. Da könnte es einem mit Dorothee Sölle grauen! Mir scheint aber, dass auch in diesen frühen Texten hinter einer reinen Ästhetik der Liebe sowohl eine Erfahrung als auch eine Sehnsucht immer schon durchscheinen, eine *Sehnsucht*, die Cardenal zu Brüchen und Kühnheiten in seiner Biographie weitertreibt, die man in seiner Umgebung damals von ihm kaum erwartet hätte, und eine *Erfahrung*, die ihn bei aller Gottesliebe nie vergessen lässt, in welchem Bereich sich Liebe unter Menschen am eminentesten und am gewöhnlichsten abzuspielen pflegt. Noch in den Texten der höchsten mystischen Weltabgeschiedenheit als Novize bei Thomas Merton erinnert sich Cardenal in aller Versenkung in die Mysterien Gottes:

Dabei sind gerade die Menschen, die sich am heftigsten der Liebe, der Romantik

oder dem Genuss der Sinne hingeben, auch am meisten befähigt, Gott zu lieben.

Die Grundkondition menschlichen Seins muss weder übersprungen noch vergessen noch verdrängt werden:

Im gleichen Augenblick, in dem der Mensch zu einem vernunftbegabten Leben erwacht, merkt er, dass sein ganzes Leben nichts als Wunsch, Leidenschaft, Hunger und Durst nach Liebe ist.

So wird ein so verrückter Satz wie *Gott ist verrückt vor Liebe* im «Buch von der Liebe» mindestens lesbar auch für jemanden, der noch nie das Bedürfnis empfand, sich von der Welt in La Trappe zurückziehen, vor allem, wenn man mit einem gewissen Staunen erfährt, dass dieser Mystiker und Dichter mit einer menschlichen Psychologie Gottes rechnet, wenn der uns denn liebt:

Ich kenne Deine Reaktionen, weil ich die Psychologie des Verliebten kenne. Meine früheren Lieben haben mich gelehrt, was diese Liebe bedeutet. Ich weiss, wie Du mich liebst, denn auch ich habe geliebt und weiss, was Leidenschaft und Besessenheit ist und Verrücktsein nach jemand. Und Du bist verrückt nach mir und liebst mich mit Besessenheit... Eines Tages blieb die Tür zu meiner Seele offen. Oder jemand, der nicht mehr ich bin, hat den Schlüssel und geht ein und aus, wie es ihm passt.

Das ist mindestens schön, und wenn mir auch der Glaube Cardenals in Gethsemany in Kentucky gänzlich fehlte, könnte mir das Buch der Liebe dieses Ernesto Cardenal doch das *Buch eines Menschen* bleiben. Das scheint mir deshalb wesentlich zu sein, weil Cardenal selbst in seinen reifsten Texten nach 1979 auf diesem, sagen wir mal biographisch-existenziellen Zusammenhang auf für europäische Ohren fast schon skandalöse Weise besteht. Da erinnert sich Cardenal an einen Auftritt in Hamburg, wo über tausend Menschen seine Gedichte hörten. Während das ganze Auditorium für

den Lesenden im Dunkeln liegt, erscheint im Lichtkreis der auf ihn gerichteten Scheinwerfer eine junge deutsche Frau, auf die er während der ganzen Lesung immer wieder schaut – weil sie ihn an die erinnert, die er vor dreissig Jahren geliebt hat, und die er, wie es im Gedicht heisst, «losliess, um das Unsichtbare zu umarmen». Im Unsichtbaren, könnte man sagen, bleibt über dreissig Jahre die Geliebte so «presente», dass sie im zufällig im selben Lichtkreis sichtbaren Gesicht einer ganz anderen jungen Frau wieder aufscheint. Das ist verständlich und schön.

Fast stossend könnte einem das Umgekehrte vorkommen, wenn ihm im Profansten, was ihm in diesem selben Deutschland zufällig auf einer Reise im Jahre 1973 zu Gesicht kam, sofort das Unsichtbar-Göttliche aufscheint. Aber genau dieses Stossende scheint mir zentral zur Cardenalschen Rede von Gott zu gehören. In «*Deutschlandreise 73*» im 8. Band des poetischen Werks Cardenals mit dem deutschen Titel «Den Himmel berühren», der die Gedichte zwischen 1979 und 1985 umfasst, lese ich mit lachendem Staunen inmitten einer äusserst präzisen, scharfsichtigen, tagebuchartig festgehaltenen Rezeption der Bundesrepublik der 70er Jahre (und genau zu der gehörend!) unter anderem folgende Verse:

Auf dem Männerklosett des Flughafen-gebäudes / ein Automat, der Kondome «High sensibility» verkauft / weckt in mir die Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott und den Menschen. / Ich bete: Gib mir Sensibilität.

Und dann auf der Buchmesse mit einem Poster von Allende und den «vielen Hitlerbüchern dieses Jahres»:

In einem Buch über Sexualität. / Ein Penis in einer Scheide. / Für mich das Bild / – sacramentum – / der Vereinigung Christi mit der Kirche.

Es ärgere sich, wer muss; ich würde meinen, in jedem Fall ein sehr europäischer Ärger!

Vom Hass und Selbsthass der Tyrannen

Doch von diesem Exkurs ins weite Feld der Liebe in den Texten Cardenals zurück zu den Epigrammen und zu einem frühen Bild des Hasses. Das kurze Gedicht hat den umständlich bösen Titel: «*Somoza enthüllt Somozas Denkmal im Somozastadion*»:

Nicht, weil ich glaube, das Volk setzte mir dieses Denkmal, / ich weiss besser als ihr, dass ich selbst die Order gab. / Noch gebe ich vor, so der Nachwelt erhalten zu bleiben, / denn ich weiss, dass das Volk es eines Tages zerschlagen wird. / Noch weil ich selbst mir im Leben dieses Denkmal / hätte setzen wollen, das ihr im Tod mir nicht setzt: / dieses Denkmal steht hier, weil ich weiss, dass ihr es hasst.

«Ich, weil ich weiss, dass ihr mich hasst», liesse sich dieses dichte Epigramm des Bösen nochmals verdichten. Wenn in seiner Abgeschiedenheit im Kloster, ein paar Jahre nach der Niederschrift dieses Epigramms, Cardenal im selben «Buch der Liebe» auch *das Böse zu verstehen* versucht, kommt er unter der Kategorie der Sünde zu folgender Aussage:

Sündigen heisst sich sein eigenes, privates Gesetz erlassen wollen und das Gesetz Gottes abschaffen. Die Sünde ist eine Tyrannei, und der Sünder ist sein eigener Diktator. Der heilige Bernhard sagt, Gott ungehorsam sein, bedeutet sein eigener Tyrann sein. Der Verdammte ist ungerecht gegen sich selbst, er hat sein eigenes unschuldiges Sein verdammt, hat für ewig auf Gott verzichtet und es vorgezogen, ein Nichts zu sein. Darum verabscheut Gott den Verdammten, weil der Verdammte sich selbst verabscheut, denn Gott liebt auch den Verdammten unendlich... Gott verabscheut den Verdammten, weil Er ihn liebt, und der Verdammte ist ein Feind seiner selbst. Gott liebt das, was der Verdammte ist oder sein sollte, das, was er als Sein in sich hatte, und nun ist er die Verneinung seiner selbst und ein Anti-Sein.

Man merkt es diesem Text des grossen Liebenden an, wie schwer es ihm fällt, die *Verdammung zu denken*; denn eigentlich ist sie undenkbar, undenkbar auch für Gott. In einer Ontologie der Liebe, wie Cardenal es einmal nennt, und die er im ganzen Prozess des Seins, in der ganzen Evolution des Kosmos, wie sie ihm schon in der mystischen Einkehr der Abgeschiedenheit von der Welt dichterisch erscheint, gelingt ihm nur die gleichsam philosophisch blasse Metapher des sich selbst setzenden «Anti-Seins». Andere Wörter wie «Diktator», «Tyrann» sind konkreter, aber sie werden, gemessen am oben zitierten frühen Epigramm aus der bösen Somoza-Realität Managuas, noch metaphorisch gebraucht. Hinter den Metaphern ist in Nicaragua nach wie vor der grausam konkrete Somoza himself, der nach wie vor mit aller Macht und Gewalt durchsetzen kann, dass man ihn hasst: Ich, weil ich weiss, dass ihr mich hasst!

Cardenal blieb nicht im Kloster, aus gesundheitlichen Gründen, wie Thomas Merton sagt, der ein Vorwort zum «Buch von der Liebe» geschrieben hat. Es gibt neben den gesundheitlichen, wie mir scheint, noch andere Gründe. Ich wage zu ahnen, dass Cardenal wusste, dass das Problem des Bösen für ihn ohne jede Metaphorik nur ausserhalb einer mystischen Abgeschiedenheit von der Welt angegangen werden konnte. In der berühmten «*Epistel an Monsignore Casadàliga*», aus der der deutsche Theologe Johann Baptist Metz in seiner Laudatio auf den Friedenspreisträger Cardenal 1980 zitiert, sagt er es klar, wie Sprache nun, unmittelbar vor der Revolution angesichts des real Bösen zu sein hat:

Prophet, dort wo der Araguaia und der Xingu sich vereinen / und auch Dichter, / sind sie die Stimme derer, die ein Heftpflaster auf dem Mund haben. / Jetzt ist nicht die Zeit für Literaturkritik / noch für surrealistische Gedichte gegen Militärdiktaturen. / Und wozu Metaphern, wenn die Sklaverei keine Metapher ist / und keine Metapher der Tod im Fluss das Mertes / und auch nicht die Todesschwadron?

Zu diesem Zeitpunkt seines Schreibens und Tuns wäre für Cardenal sein früheres Epigramm über den Hass Somozas sicher noch ein «surrealistisches Gedicht über Militärdiktaturen», und – wage ich zu ahnen – zu diesem Zeitpunkt wenigstens des höchsten politischen Ernsts der Lage auch alle andere Metaphorik schlicht hinfällig. In derselben Epistel gibt Cardenal auch den Grund an, warum sich seine Sprache noch einmal so radikalisieren können, wenn es um die Leiden der Völker unter dem Hass und Selbsthass der Tyrannen und Diktatoren geht. Cardenal hat offenbar in der Zwischenzeit, nach seiner mystischen Einkehr im Kloster und in der eigenen Seele, verstanden, was der *Jesus* war, und was sein *Kreuz*. Verstanden hat er das, wie mir scheint, bei und mit den Bauern von Solentiname. In der Epistel ist das verdichtet in die folgenden Verse:

Für die Kommunisten existiert Gott nicht, sondern die Gerechtigkeit. / Für die Christen existiert Gott nicht ohne die Gerechtigkeit. / Monsignore, wir sind subversiv, / eine geheime Nummer auf einer Karte in Gott weiss welchem Archiv, / Nachfolger des schlecht gekleideten Proletariers und Visionärs, / des professionellen Aufwieglers, hingerichtet als Feind des Systems. / Wie sie wissen, war es eine Folter für die Subversiven, / das Kreuz, für die Politischen, und nicht ein Schmuckstück aus Rubinen / auf der Brust eines Bischofs.

«Du bist nicht ganz synchronisierbar, Ernesto»

Wenn man sich in dieses Meer von Texten einlässt, in diese Vers-Brandungen, die einen Lesenden, eine Lesende mit Erotik, Religion, Revolution, mit den Gebeinen der Opfer, den Fratzen der Tyrannen, mit den tausend Schönheiten der Schöpfung, mit kosmischen Stürmen der Evolution, mit Mythen und Geschichte, die so anders zu laufen scheint als hier in Europa, buchstäblich überspült, kann einem wie mir irgendwann die Frage unausweichlich wer-

den, was ist das für einer, *dieser Cardenal*, wie ist der geworden, wie kommt der dazu, so zu reden, nicht nur, aber auch über Gott, über den Gott, von dem ich mindestens die Erinnerung habe, es sei wohl derselbe, von dem auch ich mal hörte? Oder redet der in dem ganzen ungeheuren Kosmos seiner Rede immerzu in allem von Gott?

Octavio Paz habe zwar gesagt, dass ein Dichter keine andere Biographie habe als sein Werk, lese ich in einem schönen Essay von José Miguel Oviedo, aber bei Cardenal sei die Versuchung fast unausweichlich, auf die besonderen Umstände seines Lebens einzugehen. Für jemanden aus Europa umso mehr, als er unabdingbar festzustellen hat: Hier spricht einer aus einem *anderen Horizont*, aus einer *anderen Sphäre*. Diese Selbstverständlichkeit, die wir in Europa immer wieder überspringen, die andere Hemisphäre, die die Welt anders sieht und ihre Geschichte, die eine andere Weltgeschichte hat als wir. Dorothee Sölle sagt es fein: «Du bist nicht ganz synchronisierbar, Ernesto.» Genau das gilt es festzuhalten, wenn man die trockenen *biographischen Daten* aufzählt:

Geboren 1925 in Granada/Nicaragua. Literaturstudium in Managua und von 1942 bis 1946 in Mexico. Die ersten Gedichte erscheinen. 1947 bis 1949 studierte Cardenal in New York, 1949 bis 1950 ist er in Europa, in Paris, Italien, Spanien und der Schweiz. Seit 1950 wieder in Nicaragua, wo er als Autor und Herausgeber am literarischen Leben teilnimmt. 1954 beteiligt er sich an der «April-Rebellion» gegen Somoza. Völlig unerwartet tritt er 1957 ins Trappistenkloster Gethsemany in Kentucky in den USA als Novize ein. Der Novizenmeister ist Thomas Merton. Die hier niedergeschriebenen Betrachtungen erscheinen später als das «Buch von der Liebe». Cardenal verlässt 1959 Gethsemany und beginnt in Guernavaca in Mexiko Theologie zu studieren. 1961 setzt er die theologischen Studien in Kolumbien fort und arbeitet als Lehrer in einem Priesterseminar. Hier entstanden Cardenals «Psalmen». 1965 wird der Vierzigjährige

in Managua zum Priester geweiht und noch im selben Jahr gründet er mit anderen zusammen eine klosterähnliche Kommune auf einer Insel im grossen See von Nicaragua, die Kommune unserer Lieben Frau von Solentiname. Hier entsteht das «Evangelium der Bauern von Solentiname», aber auch neben vielem anderen der Bericht einer Reise nach Kuba. 1977 geht Cardenal ins Exil. Die Kommune in Solentiname wird durch die Diktatur Somozas zerstört. Cardenal schliesst sich der Sandinistischen Befreiungsfront an, wird zu einem ihrer wichtigen Sprecher. Nach dem Sturz der Diktatur 1979 wird er Kulturminister des neuen nicaraguanischen Staates. 1980 erhält er den Friedenspreis des deutschen Buchhandels in Frankfurt. Er blieb bis 1987 Kulturminister.

An diesem Punkt pflegen die Kurzbiographien jeweils etwas spärlich zu werden. Hat das vielleicht einen tieferen Grund? Nämlich den, dass in der Zwischenzeit Nicaragua, das revolutionäre «*Nicaragua libre*» genau so *aufgehört* hat, ein Grund fürs Hoffen zu sein, wie das «*Cuba libre*»? Ich fürchte ja, und ich befürchte, dass die biographischen Daten auf den Klappentexten der gesammelten Werke Cardenals langsam verkommen zu den Daten eines Grossen der Weltliteratur, der den Höhepunkt seiner Ausstrahlung, den Zenit seiner Rezeption bereits überschritten hat. Wir stellen seine Hauptwerke, etwa den 1995 auf deutsch erschienenen «*Cantico Cosmico*», die «Gesänge des Universums», staunend über die kosmologische Erudiertheit des Dichters, ins Büchergestell. Für die Herausgabe dieses Werks war sogar, wie im Impressum steht, die fachliche Beratung vom Max-Planck-Institut für Astrophysik vonnöten.

So einfach ist das alles nicht, wie man hier in Europa meinen könnte! Wir haben zum Beispiel unterschlagen, dass Cardenal seit 1961, also nur zwei Jahre nach seiner mystischen Einkehr in Gethsemany Kentucky, sich intensiv mit den prähispanischen Texten, und das heisst denn auch: mit den *ausserchristlichen Reden von Gott* seines Kontinents, zu befassen beginnt,

und dass daraus zwei Bände Dichtung entstehen: «Für die Indianer Amerikas», der erste 1966, ein Jahr nach seiner Priesterweihe, als das Experiment von Solentiname gerade begonnen hatte. Dass im selben Jahr «*Die ungewisse Meerenge*» erschien, was nicht nur ein gewaltiges Geschichtsepos Nicaraguas seit der spanischen Eroberung darstellt und des Wahnsinnsexperiments des alten Europa in der ungewissen Meerenge, das heisst, durch die Flüsse und den grossen See von Nicaragua doch noch in den fernen Osten vorzustossen.

Wir haben unterschlagen, dass Cardenal in vielen indianischen Reden von Gott einen *nicht-herrschaftlichen religiösen Diskurs* entdeckte, einen andern, als die Geschichte der Christenheit aufführt, mit Ausnahme der zwei, drei urchristlichen Jahrhunderte, wie ein venezolanischer Dichter und Gast in Solentiname bitter anmerkt.

Wir haben unterschlagen, dass Cardenal noch weiter geht und fast ohne ethnologischen oder anderen wissenschaftlichen Kommentar eine riesige Sammlung der *Poesie der Naturvölker* vorlegt, damit man prüfen könne, wie von Afrika, über Nordamerika, Lateinamerika, Asien und dem Pazifik die Menschen von und mit ihrem Gott redeten.

Wir haben unterschlagen, dass Cardenal all dies in sein kosmisches *Weltepos der Liebe*, den «*Cantico Cosmico*», einbezieht, hineindichtet, und haben damit nicht zur Kenntnis genommen, dass er zu dieser eminent lateinamerikanischen Tradition gehört, die von Neruda, über Galeano, Jesus Lara und viele andere reicht – integral dazu gehört, zu diesem, mit Neruda zu reden, *Canto general*, der gegen unsere und in Kenntnis unserer ganzen eurozentrischen Aufgeklärtheit eine andere Geschichte der Welt in Erinnerung ruft.

Das Besondere Cardenals in diesem, wie mir scheint, gerade wieder einmal vergessene *Cantico Cosmico* oder *Canto general* von der «hinteren» Seite der Kugel ist aber wohl seine *Rede von Gott*. Ich möchte dazu, bevor ich mich in ein paar aufregende Seiten des Bauernevangeliums von Solentiname vertiefe, zwei Sätze von

Dorothee Sölle zitieren: «Auf befremdlich selbstverständliche, manchmal geradezu naiv anmutende Weise wird hier von Gott gesprochen, oder richtiger gesagt: mit Gott gerechnet. Seine Abwesenheit wird z.B. niemals als ein metaphysisches Verhängnis der Neuzeit angesehen, immer wieder aber als konkrete Hilflosigkeit der Menschen erfahren.» Und dann: «Sie (Deine Psalmen) haben mir – theologisch – aus der

Verzweiflung über den falschen Gott der Bourgeoisie hinausgeholfen, einen Gott, von dem ich damals immerhin schon wusste, dass er tot war.» Ich weiss als Nicht-Theologe gar nichts; ich weiss bloss, dass für mich das mystische «Buch von der Liebe» aus La Trappe in Kentucky erst wahr wird und konkret im «Evangelium der Bauern von Solentiname».

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)



VOR 50 JAHREN

Gedenkfeier für Leonhard Ragaz in Jerusalem

(S.B.C.) Die Jerusalemer Gemeinde «Emeth Weemunah» hielt am Montag, den 4. Februar 1946, eine eindrucksvolle Gedenkstunde für Leonhard Ragaz ab... Der Rabbiner der Gemeinde, Dr. Wilhelm, betonte, dass es wohl ungewöhnlich ist, eines christlichen Theologen in einer *Synagoge* zu gedenken. Aber Leonhard Ragaz war nicht nur ein grosser Christ, sondern ein Vorkämpfer für die Erneuerung des Glaubens über die konfessionellen Grenzen hinweg und einer der treuesten Freunde des jüdischen Volkes und des Zionismus in unserer Zeit.

Professor Hugo Bergmann sprach sodann über das religiöse Weltbild, wie es sich in Werk und Persönlichkeit von Leonhard Ragaz erschliesst. Nicht Religion (Kirche und Dogma) lehrte und lebte er, sondern das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit für diese Erde. Damit stand er ganz in der Sukzession der *biblischen Propheten*, welche nicht Tempel und Kultus betonten, sondern die Heiligung des Alltags durch Gerechtigkeit und Liebe, Kampf um die sozialen und ethischen Forderungen. Ragaz hat wie kein anderer mit dieser Botschaft vom Reiche Gottes ernst gemacht. Er verliess Kanzel und Universitäts-Kathedr und zog zu den Proletariern, um mit ihnen zu leben und zu leiden und durch Volkshochschularbeit und aktive Mitwirkung in der sozialistischen Bewegung, vor allem aber in seiner Zeitschrift *Neue Wege*, den Kampf der Zeit im Sinne einer Politik aus dem Glauben zu führen.

Professor *Martin Buber*, den langjährige Freundschaft mit Ragaz verbunden hat, referierte über «Ragaz und Israel». Mit hinreissendem Schwung, durchglüht von Liebe und Verehrung zu dem Dahingegangenen, zeigte Buber das tiefe Verständnis auf, das Ragaz uns gegenüber hatte. Sein Aussenblick und unser Innenblick trafen sich. Er sah uns, wie wir sind, aber er erkannte auch die göttliche Sendung, die durch nichts von uns genommen werden kann. Er wollte nicht wie andere Christen die Juden bekehren, sondern glaubte, dass im Judentum und im Christentum «Israel» verwirklicht werden kann und muss. Ein Christentum, das ernstlich in der Nachfolge Christi lebt, und ein Judentum, das ebenso ernsthaft die Lehre seiner Propheten verwirklicht – muss sich im «Israel Gottes» treffen.

(Aprilheft 1945, S. 188ff.)